

Des Kaisers neue Kleider?

VON IRMGARD KINDT-SIEGWALT

Der Ruf nach einer „lebendigen und in sich stimmigen Theologie“ (vital and coherent theology) für den Ökumenischen Rat der Kirchen als ganzen überhaupt und besonders für die Arbeit in Genf hat, seitdem er auf der 6. Vollversammlung in Vancouver geäußert wurde, zu einer Reihe von verschiedenen Analysen geführt.

Ich glaube, in diesem Ruf kommt eine gewisse Beunruhigung zum Ausdruck darüber, daß trotz allem, was jahrelang gesagt worden ist, immer noch ein grundsätzlicher Mangel an Klarheit im Blick auf Wesen, Rolle und Ziel des ÖRK herrscht.

Ist der Rat noch Pionier der ökumenischen Bewegung? Und welche Folgen hat das für unser Verständnis von Kirche? Was macht die Kirche zur „Kirche“? Und was bedeutet das für die Beziehungen des Rates zu den verschiedenen Gliedkirchen sowie zu den Gruppen und Bewegungen, die sich „christlich“ nennen? Was meinen wir mit den beiden Bezeichnungen „Ökumenischer Rat der Kirchen“ und „Weltrat der Kirchen“? Wie steht es überhaupt mit unserem Verhältnis zur Welt? Funktioniert der Rat ihr gegenüber als Verteidiger, als Vermittler oder Ratgeber?

Wir geben gern zur Antwort, daß wir uns berufen fühlen, auf seiten der Bedürftigen, der Armen, der Hungrigen sowie der Unterdrückten und der Randgruppen zu stehen. Das mag tatsächlich viele unserer unmittelbaren Aktivitäten, unsere „Erste-Hilfe“-Projekte rechtfertigen. Aber das ist noch keine angemessene Antwort auf die oben gestellten Fragen, denn es ist nötig, daß wir uns grundsätzlich über die Voraussetzungen unseres Engagements und über unsere Ziele klar werden. Das schließt eine Prüfung unseres Selbstverständnisses ein. Wir müssen nämlich klarmachen, warum wir in einer bestimmten Situation engagiert sind. Und das heißt: Wir müssen über die theologische Rechtfertigung unserer Programme und Aktivitäten nachdenken. Was macht unser Handeln theologisch notwendig?

Ich stimme mit denen überein, die eine Überprüfung der ekklesiologischen Implikationen unserer Tätigkeit² fordern. Gibt es da so etwas wie eine Kontinuität, eine erkennbare Kohärenz? Wer autorisiert denn wirklich unser Tun – auch im Blick auf die Frage der Zuständigkeit? Wie sehr sind wir jeweils durch unsere konfessionelle Herkunft und daher auch unsere kirchlichen Unterschiede geprägt – abgesehen von unseren kulturellen Besonderheiten und nationalen Interessen?

Alle diese Fragen weisen auf die dringende Forderung, unsere theologischen Voraussetzungen und Überzeugungen zu klären. Der Auftrag von Vancouver könnte ja auch ganz einfach heißen: Stellt uns allgemein akzeptierbare theologische Richtlinien zur Verfügung! Bleibt dabei in engem Kontakt mit Leben und Wirklichkeit und versucht beides stimmig miteinander zu verbinden. Sprecht eine klare und eindeutige Sprache, die es auch Außenseitern erlaubt zu verstehen, worum es dem ÖRK und in der ökumenischen Bewegung überhaupt geht!³

Wer der so beschriebenen dringenden Aufgabe, die vor uns liegt, zustimmen kann, muß freilich nicht unbedingt mit der Behauptung einverstanden sein, nach der sich der Rat in einer theologischen Notlage befindet. Ist es wirklich so schlimm? Sicher nicht im Blick auf unsere diversen Hilfsaktionen und unsere Bildungsarbeit⁴, aber vielleicht trifft es für die theologische Grundsituation zu. Meine Perspektive mag sehr subjektiv und pessimistisch sein, aber mir scheint der Rat bisweilen theologisch in der Situation des Kaisers in dem bekannten Märchen zu sein, der von den „Schneidern“ betrogen wird. Nur ein Kind wagt während der Prozession zu sagen: „Aber der Kaiser hat ja keine Kleider an!“ Alle anderen, aus Angst in Ungnade zu fallen, bringen ihre Bewunderung für das gar nicht existierende Kleid zum Ausdruck.

Das heißt also, wir machen uns etwas vor, indem wir uns gefährlichen Illusionen hingeben. Wir haben eine Grundausrüstung von allgemeinen religiösen Überzeugungen entwickelt, die sich mit Hilfe einer Reihe von Schlagwörtern oder Slogans⁵ ausdrücken lassen. Diese Slogans sind an und für sich nicht falsch, aber sie bleiben so allgemein und unverbindlich, daß man sie auf jede nur denkbare Situation anwenden kann, und deshalb haben sie ihre besondere Aussagekraft verloren. Auch wenn sich alle einzelnen Begriffe in der Bibel finden lassen, so bedeutet das Jonglieren mit ihnen noch lange keine Theologie und schon gar keine „lebenswichtige und kohärente“. Natürlich ist es nicht schon gefährlich, irgendeines dieser Schlagwörter zu benutzen; das Problem liegt darin, daß wir uns mit ihnen und nur mit ihnen zufriedengeben. Denn sie erhellen eine Situation nur dadurch, daß sie sie vereinfachen, wohingegen eigentliche theologische Reflexion bedeuten würde, das biblische Wort neu in den jeweiligen konkreten Kontext zu übersetzen. Das aber hieße, daß wir uns selbst in Frage stellen und aktuelle Anlässe immer wieder neu im Licht des Evangeliums durchdenken. Vielleicht sollen wir in manchen Situationen überhaupt nicht handeln, und dennoch käme ein solches „Nichtstun“ einer Art Handlung gleich.

All das würde natürlich Zeit kosten, Zeit um zu lesen, zu beten, zu meditieren, um Hilfe von außen zu erbitten, um zuzuhören – Zeit, die wir uns normalerweise nicht nehmen. Außerdem wäre Mut nötig, Mut, sich mit der ganzen Vielschichtigkeit und Doppeldeutigkeit der wirklichen Umstände in einer konkreten Situation auseinanderzusetzen.

Es würde nicht ausreichen, nur noch einmal zu wiederholen oder zu beschwören, wovon wir überzeugt zu sein glauben. Wir müßten uns der tiefen Kluft bewußt sein, die sich so oft zwischen dem auftut, was gesagt wird und was wir tatsächlich leben und tun. Und wir müßten nach mehr Übereinstimmung suchen zwischen dem, was wir zu sein beanspruchen, und dem, was wir sind.

Dies gilt vor allem für das anspruchsvolle Ziel, auf das wir hinarbeiten, „die Einheit, die wir suchen“⁶. Dieses Ziel ist schon so oft beschworen worden, daß es bereits zur Ideologie geworden ist, die uns – wie Ideologien das an sich haben – weit von der Wirklichkeit entfernt hat. Wir tun aber so, als ob es sich bei der Einheit um ein in naher Zukunft liegendes erreichbares Ziel handelt. Und gerade so schmeicheln wir dem „Kaiser“.

Es ist doch einfach eine Tatsache, daß es im Laufe der Geschichte des Christentums zu Abspaltungen gekommen ist, die die Einheit des einen Leibes Christi beeinträchtigt haben. In ökumenischen Kreisen wird die Tatsache gern als ein tragischer, durch menschliche Schuld verursachter Unfall hingestellt. Ganz gewiß ist ein wichtiges Motiv der ökumenischen Bewegung das tiefe Gefühl der Trauer und der Schuld angesichts dieser Wirklichkeit. Und ebenso stark ist die Überzeugung, daß Christen – gerade in der heutigen Zeit – dazu berufen sind, darauf hinzuarbeiten, die Trennungen und die trennenden Unterschiede zu überwinden, um die Einheit zu erreichen, für die Christus gebetet hat, „damit die Welt glaube“ (Joh 17,21).

Zwei Mißverständnisse haben sich jedoch m. E. heimlich in solch ehrenvolles Bemühen eingeschlichen. Das erste ist die Voraussetzung, als könnten Männer und Frauen Geschichte ändern. Es scheint uns nicht vorstellbar, daß den Abspaltungen, die sich an einem unterschiedlichen Verständnis von dem, was Wahrheit ist und wozu sie beruft, entzündet haben, eine verborgene, vielleicht sogar eine von Gott gegebene Notwendigkeit zugrunde liegen könnte. Sollten wir nicht lernen, diese Wirklichkeit zu akzeptieren, ohne gleichzeitig unsere Bemühungen, für eine wachsende Gemeinschaft zu beten und für sie zu arbeiten, einzustellen?

Das zweite Mißverständnis ist mit dem ersten eng verbunden und ist vielleicht die Ursache für das erste. Wir fühlen uns so sehr verpflichtet, für die von Christus erbetene Einheit zu arbeiten, daß wir zu vergessen scheinen,

daß sein Gebet an Gott gerichtet ist, der allein in der Lage ist, dieselbe Einheit, die bereits zwischen dem Vater und dem Sohn besteht, unter denen zu schaffen, die an Christus glauben. Diese Einheit ist im Grunde eine Verheißung für die Zukunft ebenso wie das „Gottesreich“ oder die „neue Schöpfung“, d. h. sie hat eschatologischen Charakter. Selbst wenn Gott uns – und die ökumenische Bewegung – zu dem Zweck der endgültigen Einheit gebraucht, wird ihr Zustandekommen allein Gottes Werk und nicht das unsere sein. Es wäre theologisch m. E. „lebenswichtig und kohärent“, unterscheiden zu können, wo unser Tun gefragt ist und wo nicht, und nicht Gottes Wirken mit dem unseren durcheinanderzubringen. Darum ist es notwendig, darüber nachzudenken, ob das „So-Tun-als-ob“-Modell wirklich hilfreich ist⁷, ob wir zu gemeinsamen Aktionen übergehen können, so, als sei die Einheit, die uns als eschatologische Gabe und Verheißung Christi immer wieder vorausliegt, auch irdisch schon da.

Was meinen wir heute eigentlich, wenn wir die „Einheit“ beschwören, wenn wir gar von der „sichtbaren Einheit“ sprechen, die wir „suchen“? Ursprünglich hieß das doch: den vollen Konsens in den zentralen Fragen des Glaubens und der Lehre zu erreichen suchen. Aber sind wir dazu überhaupt in der Lage, werden wir dazu je in der Lage sein, wenn wir die vielen unterschiedlichen Positionen, die die Kirchen vertreten, ernst nehmen – wenn wir vor allem an die Grundsatzfragen denken, die die Kirchen bei aller Zustimmung zum Lima-Dokument aufgeworfen haben und geklärt sehen wollen?⁸ Gewiß, diese Klärungsarbeit ist im Gange, aber kann in absehbarer Zeit wirklich mit „Lösungen“ gerechnet werden, die zu rechtsverbindlichen Schritten der Kirchen im Sinne gemeinsamen Handelns führen? Müssen wir uns nicht auf lange Sicht und vielleicht überhaupt mit generell formulierten Konvergenzen zu theologischen Inhalten begnügen, deren Rechtsstatus offenbleibt? Ist es dann aber sinnvoll, ist es „ehrlich“, von Einheit zu sprechen? Müßte sich unsere theologische Arbeit nicht viel mehr darauf konzentrieren zu fragen, an welcher Stelle und warum die unterschiedlichen Positionen nicht miteinander vereinbar, warum sie nicht konvertierbar sind?

Nach solchen Gründen zu fragen, würde uns darauf aufmerksam werden lassen, daß die Ursache nicht in der mangelnden Konsensbereitschaft zu suchen ist, sondern an tieferen theologischen und kulturellen „Gegebenheiten“ liegt, die objektiven Charakter haben. Der Blick auf die geschichtliche Prägung und die kulturelle Eigenart würde auch deutlich machen, daß anerkannte Glaubensaussagen und Glaubenswahrheiten zu unterschiedlichen Konsequenzen in der jeweiligen kirchlichen Realität führen können.

Nach solchen Gründen zu fragen, bedeutete freilich auch, daß wir uns innerhalb des Ökumenischen Rates über das uns eigene, spezifische theologische Zentrum Rechenschaft geben, das unser Selbstverständnis begründet und unser Handeln motiviert. Die Tatsache, daß es unter uns unterschiedliche theologische Ansätze und verschiedene Weisen, wie sich uns Welt, Raum, Zeit, Natur und menschliche Gesellschaft von Gott her darstellen, gibt, bedeutet ja nicht, auf die Orientierung an einem grundlegenden theologischen Zentrum zu verzichten. Vielmehr ist die immer wieder neu zu vollziehende Ausrichtung an ihm – in wahrnehmender, aufmerksam hörender Überprüfung der eigenen Person – unabdinglich für unsere Glaubwürdigkeit auf allen Gebieten.

Ich habe aber den Eindruck, daß uns eben dies, unser theologisches Zentrum, unsere Wurzeln und die Verpflichtung, die sich daraus ergibt, aus dem Blick zu geraten droht, und Außenseiter scheinen dies auch zu spüren.⁹

Wir sind wie Bienen geworden, die zufrieden sind, sich von Zucker anstatt von Pollen zu ernähren. Zwar können wir noch immer Honig produzieren, aber was für ein Unterschied in der Qualität! Die ökumenische Bewegung, die Kirchen und die Welt, sie alle warten darauf, daß wir unsere Anstrengungen und unseren Mut einsetzen, um zu unserem eigentlichen Zentrum zurückzukehren. Das wäre lebenswichtig, das machte uns glaubwürdig!

Es ist gewiß nicht damit getan, nur Kritik zu üben. Deshalb möchte ich unsere Aufmerksamkeit auf drei verschiedene Reflexionsebenen lenken. Dies umfaßt das Nachdenken:

- a) über unsere theologischen Wurzeln;
- b) über die Organisation der Arbeit;
- c) über das Selbstverständnis des Rates im Gegenüber zu den Kirchen und zur Welt.

a) *Theologische Wurzeln – „Verwurzelung“*

Ich möchte anregen, daß wir mehr von „Gemeinschaft – koinonia“ als von „Einheit“ reden, d. h. daß wir statt von der „Einheit, die wir suchen“ sprechen von der Koinonia, „der Gemeinschaft, die wir bewußt festhalten wollen“ (Apg 2,42)¹⁰. Warum? Der Begriff „Einheit“ kann philosophisch als eine ontologische Kategorie verstanden werden, die auf eine Gegebenheit hinweist, einen Zustand, ein „esse“. Demgegenüber ist im Begriff „Gemeinschaft“ eine soziale Dimension enthalten und damit die Beziehung

zu Personen, die für das „Miteinander“ arbeiten. Natürlich kann man auch „Einheit“ im Sinne eines sozialen Geschehens verstehen, aber wenn wir das tun, gehen wir schon von der Voraussetzung aus, daß die beteiligten Personen von denselben Gedanken und Worten geprägt sind und demselben Verhaltensmodell folgen. Das Ziel, „derselben“ Meinung oder Einstellung zu sein, blickt auf das Ende eines Konfliktes im endgültigen Frieden hin. Da aber sind Unterschiede bereits behoben, sie haben zumindest den trennenden Charakter verloren, der vorher unter den Partnern Spannung und Furcht erzeugt haben mochte. Ein Wandel ist eingetreten; irgendjemand hat um der „Einheit“ willen auf eine früher vertretene Position verzichtet – Einstimmigkeit hat sich entwickelt.

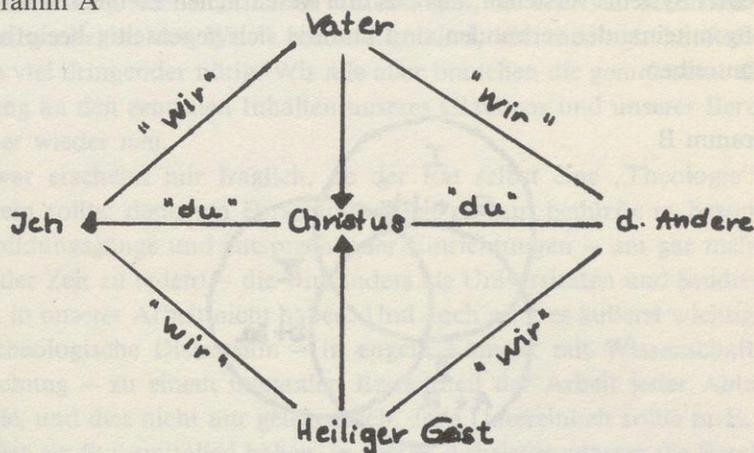
Im Unterschied zu einem derartigen Verständnis von „Einheit“ spiegelt das Konzept der „Gemeinschaft“ eine beständige Dynamik wider. Es *beginnt* nicht nur mit den tatsächlichen Unterschieden, die normalerweise in jeder Gruppe zu finden sind. Dafür gibt es mehrere Gründe und verschiedene Ursachen. Der Begriff der Gemeinschaft erlaubt es jedoch, daß die vielfältigen Unterschiede, Eigenheiten und besonderen Merkmale weiterhin bestehenbleiben können, ohne daß sie das eigentliche Wesen von „Gemeinschaft“ zerstören. „Gemeinschaft“ ist als solche etwas, das auf eine Absicht, nämlich auf die Bereitschaft hindeutet, sich mit dem/den anderen zusammenzutun.

Wir sollten m. E. ein theologisches Konzept der Gemeinschaft oder *Koinonia* entwickeln, das Unterschiede, Eigenarten und Differenzierungen berücksichtigt, die ihre Ursache in den besonderen konfessionellen und kulturellen Traditionen haben. Erst dann wird jeder in der Lage sein, seine spezifischen Gaben beizutragen, sich in besonderer Weise für die Gemeinschaft zu verpflichten und ebenso sehr dafür offen zu sein, von anderen zu lernen. Dies alles darf jedoch nicht unter der Voraussetzung geschehen, als werde erwartet, daß Eigenheiten und Besonderheiten geändert werden müssen, sofern sich das nicht gewissermaßen wie von selbst auf dem Weg zur „Zusammengehörigkeit“ ergibt. Es besteht ein positives Recht, „jemand anderer“ zu sein und auch als solcher respektiert zu werden! Im Grunde ist dieses Recht tief im Geheimnis der Schöpfung und der Inkarnation verwurzelt.

Handelt nicht bereits Gott aus Freude und aus freiem Willen heraus so, daß er Männer und Frauen nach seinem Ebenbild schafft, nicht um Spiegelbilder seiner selbst zu werden, sondern um Partner zu sein, an die er sich als an die „Anderen“ wenden kann? Und als er sieht, daß die Partner auf Abwege geraten, entscheidet er sich, selbst „menschliche Gestalt“ anzuneh-

men (Phil 2,7), um die anderen in die Gemeinschaft zurückzuholen. So hat Christus den Weg zu uns gefunden, zu den vielen „Egos“, die ihrerseits nur an sich selbst und sehr wenig an Gott als dem „ganz Anderen“ interessiert waren, geschweige denn an den Angelegenheiten ihrer Nachbarn, der „Anderen“. Christus hat Gemeinschaft zu jedem einzelnen von uns hergestellt, indem er das isolierte „Ego“ in ein „Du“ verwandelt hat, sowohl in Beziehung zu sich selbst als im Blick auf die „Anderen“, so wie er selbst „Du“ geworden ist für uns alle. Ja, durch den Heiligen Geist ist es für uns möglich, zum „Wir“ zu werden, d.h. zur Gemeinschaft, die uns mit dem dreieinigen Gott und mit all unseren Schwestern und Brüdern verbindet.

Diagramm A



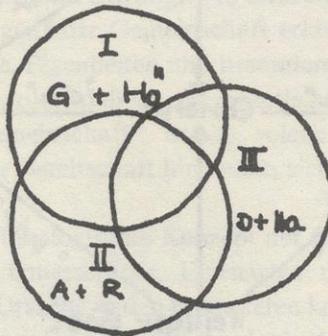
In dieser Gemeinschaft ist Raum für das Anderssein des anderen mit all seinen Unterschieden, die Geschlecht, Konfession, Kultur etc. betreffen. Diese Koinonia des „Wir“ hat eine spirituelle Qualität, die nicht dadurch abgewertet wird, daß es durchaus auch theologische Unterschiede gibt. Denn ihre Mitglieder sind persönlich kraft des Heiligen Geistes verbunden und trachten danach, „absichtlich zusammenzubleiben“ und zur „Kirche der Kirchen“ zu werden. Diese Gemeinschaft ereignet sich im Glauben, der in Wort und Sakrament zum Ausdruck kommt, ebenso wie er sich in tiefem Respekt vor dem Geheimnis der anderen Person äußert. Nach Eph 4,15 sind Christen dazu aufgerufen, das Verhältnis zu den anderen durch Liebe und Wahrhaftigkeit bestimmt sein zu lassen und gerade so tiefer in Christus zusammenzuwachsen. „Lebensnähe“ und „Übereinstimmung“ haben hier ihren wirklichen Ursprung – sie sind christologische Merkmale.

Im Blick auf die Begegnungen mit Christen aus Kirchen und Konfessionen, die nicht unsere eigenen sind, würde das bedeuten, daß wir nicht nur Geduld haben müssen mit ihrer theologischen Konzeption und Ausdrucksweise, sondern daß wir bewußt Raum schaffen müssen für ihr Verständnis von Wahrheit in all ihren Spiegelungen. Das bedeutet, daß wir entschieden der Versuchung widerstehen, ihr Denken, ihre Theologie und ihre kirchliche Praxis ändern zu wollen – denn das ist Gottes Sache.

b) Die Organisation der Arbeit

Der Rat als ganzer und jede seiner Abteilungen sollte sich auf der Grundlage eines Systems verstehen, das aus drei wesentlichen Elementen besteht, die eng miteinander verbunden sind und die sich gegenseitig beeinflussen und antreiben.

Diagramm B



Zunächst sollte klar sein, daß unser Denken, Sagen und Handeln seinen Grund in den Wurzeln unseres Glaubens und damit in zentraler Weise in Christus hat. Der Glaube bestimmt die Qualität unseres Seins, und die Beziehung zu Christus ist so wesentlich, daß sie uns wirklich kennzeichnen muß und daß sie auch für andere erkennbar sein sollte, die wissen wollen, wer wir sind und für wen wir leben. Im ersten Kreis des Diagramms B stehen „G“ und „Ho“ für „Gebet“, d. h. Gottesdienst, und „Hören“. Ich bin nicht die erste und sicherlich auch nicht die einzige, die fühlt, daß die Dimension des Gebets im Ökumenischen Zentrum zu kurz kommt, obwohl wir jeden Montagmorgen einen Gottesdienst in der Kapelle feiern und an allen anderen Wochentagen Morgenandachten haben. Es geht mir um die Atmosphäre im ganzen. Viele von uns – und nicht nur unsere orthodoxen Kollegen – empfinden diesen Mangel an gottesfürchtig erfülltem „Raum“ und „Zeit“

für Andacht, Meditation und Stille. Es entsteht keine „lebendige“ Wärme, es fehlt an Erfahrungen geistlicher Stärkung. Dieser Zustand kann sich nicht einfach über Nacht ändern; es ist das auch nicht so sehr eine Sache des „Handelns“ als des Wartens, Empfangens und Zuhörens. Freilich jemand, der Erfahrung hat, Gott zuzuhören, wird dann auch in der Lage sein, den Kollegen aufmerksamer zuzuhören und offen zu sein für ihre Einsichten sowie für das, was sie brauchen.¹¹

Der zweite Kreis bezieht sich auf die Notwendigkeit zu theologischer Arbeit und Reflexion („A“ + „R“). Nach meiner Meinung handelt es sich dabei um eine Forderung, die nicht nur die Abteilungen der Programmeinheit „Glaube und Zeugnis“ angeht, wo Theologie im „traditionellen“ Sinn betrieben wird. Vielleicht haben Abteilungen, die sehr viel mehr mit „den Angelegenheiten der Welt“ beschäftigt sind, die theologische Reflexion noch viel dringender nötig. Wir alle aber brauchen die gemeinsame Orientierung an den zentralen Inhalten unseres Glaubens und unserer Berufung immer wieder neu.

Zwar erscheint mir fraglich, ob der Rat selbst eine „Theologie“ entwickeln sollte; denn um Forschungsarbeit zu tun, bedürfte es besonderer Ausbildungsgänge und entsprechender Einrichtungen – um gar nicht erst von der Zeit zu reden! – die wir, anders als Universitäten und Studienzentren, in unserer Arbeit nicht haben. Und doch wäre es äußerst wichtig, daß die theologische Diskussion – in engem Kontakt mit Wissenschaft und Forschung – zu einem integralen Bestandteil der Arbeit jeder Abteilung würde, und dies nicht nur gelegentlich. Jede Untereinheit sollte m. E. mindestens ein Stabsmitglied haben, in dessen Arbeitsprogramm die Beschäftigung mit den theologischen Voraussetzungen und an den theologischen Zusammenhängen besonderen Raum hat. Und natürlich müßte die theologische Arbeit erkennbar Einfluß haben auf die Weise, wie das jeweilige Vorhaben der Abteilung gestaltet wird.

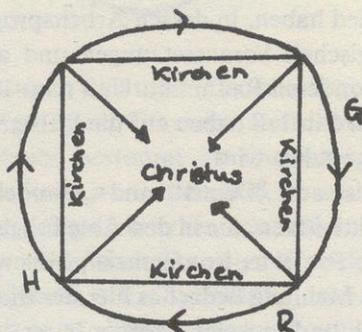
Der dritte Kreis weist auf „Dienst“ und „Handeln“ („D“ + „H“). Er bezieht sich auf alle Aktivitäten, die in den Abteilungen unternommen werden – auf Programme, Projekte, Konferenzen, Sitzungen, auf die gesamte Planung. Nach meiner Meinung bedarf es hier des theologischen Nachdenkens über die Frage, ob und in welcher Weise unser „Handeln“ am Platze ist. Diese Frage werde ich im nächsten Abschnitt nochmals aufgreifen. An dieser Stelle mag ausreichen, den „Dienst“-Charakter unserer Arbeit zu betonen, und damit eine Qualität, die sich aus dem Geist des Zuhörens ergibt. Es ist nicht damit getan, „geschäftig“ zu sein und eine Organisation wie den Rat in Gang zu halten. Wir neigen dazu, uns viel zu sehr von dem

bürokratischen Apparat gefangennehmen zu lassen, der längst seine autonomen Strukturen entwickelt hat. Sie sind Außenstehenden nur schwer als Instanzen zu vermitteln, die sich sachlich notwendig und legitim aus dem eigentlichen theologischen Auftrag ergeben. Unsicherheit herrscht vielerorts darüber, ob und inwieweit die einzelnen Programme einer theologischen Gesamtkonzeption zuzuordnen sind. Das hat sicher dazu beigetragen, daß gegenwärtig neu über einen Strukturplan für die Zukunft des ÖRK nachgedacht wird. Es ist aber die Frage, ob man auf dem Weg der Veränderung von Strukturen allein wirklich weiterkommt. Müßte nicht vorrangig oder doch Hand in Hand damit die Klärung der Basiskonzeption vorangetrieben werden, die uns in unserem Bewußtsein und Handeln bis in die organisatorischen Strukturen hinein eine ständig übergreifbare Rechenschaftspflicht auferlegt? Auch das verlangt der Dienst der Verantwortung und der Hingabe nach dem Modell Jesu Christi (Joh 13,15ff).

c) *Beziehungen: die Kirche – die Kirchen – die Welt*

Zur Zeit besteht wohl kaum die Gefahr, daß der Rat zu einer „Superkirche“¹² werden könnte – es fehlen zu viele Vorbedingungen dafür innerhalb der gegebenen Strukturen. Und selbst wenn sie geändert würden, wäre es sinnvoll, daß wir uns zu einer dem Vatikan oder den orthodoxen Patriarchaten vergleichbaren Institution entwickeln?

Diagramm C



Sollte der Ökumenische Rat nicht vielmehr eine deutliche Alternative zu ihnen sein? Sollte er nicht eher als eine Art „Forum“ funktionieren? In diesem Sinne ist Diagramm C als eine Verbindung der Kirchen zu verstehen,

die um Christus als ihren Mittelpunkt (s. Mt 23,8) versammelt sind und die durch den Rat in engem Kontakt miteinander stehen. Während die kongruenten Dreiecke die Vielfalt der Kirchen symbolisieren, soll der Regelkreis Symbol für den Ökumenischen Rat sein. Der Rat hätte demnach die Aufgabe, die gemeinsamen Anliegen der Mitgliedskirchen im Blick auf das gottesdienstliche Leben, die theologische Reflexion und das aus beiden entstehende Handeln zu vermitteln und zu befördern (s. Diagramm B). Nach diesem Modell bleiben die Kirchen selbst weiterhin autonom im Blick auf das „magisterium ecclesiae“. Das schließt nicht aus, daß sie sich auf der Grundlage von theologischen Übereinstimmungen zusammenfinden, aber der Konsens bildet nicht die einzige und wesentlichste Voraussetzung für die Qualität als Gemeinschaft. Denn die „Absicht zusammenzubleiben“ läßt ein Miteinanderteilen im Sinne verantwortlicher Freiheit (Gal 5,1) zu. Um die zu gewährleisten, muß der Rat wirklich Initiator, Vermittler, Verteidiger usw. sein. Seine Autorität aber wird allein danach bemessen, wie integer er diese Rolle unter den Kirchen zu spielen vermag.

Die Historiker mögen später einmal einen gewissen Mangel an Klarheit im Blick auf das Verständnis der Aufgabe des Ökumenischen Rates in seinem Gegenüber zur Welt feststellen. Es sieht so aus, als habe während der ersten Jahre nach der Gründung des Ökumenischen Rates und bis in die sechziger Jahre hinein das Schwergewicht auf theologischen Sachfragen gelegen. Und erst seit der berühmten Weltkonferenz von „Kirche und Gesellschaft“ (Genf, 1966) taucht die Forderung auf, die eigentliche Berufung des Rates dürfe sich nicht in theologischer Rede erschöpfen, sondern müsse zu entsprechendem Handeln¹³ führen, um glaubwürdig zu sein. Tatsächlich wurden nach Uppsala zwei neue Abteilungen ins Leben gerufen, das „Programm zur Bekämpfung des Rassismus“ und die „Kommission für kirchlichen Entwicklungsdienst“. Seither steht das Anliegen, in voller Solidarität mit den Armen, Unterdrückten und Randgruppen zu leben, im Mittelpunkt des Rates. Wie immer man die Entwicklung im Selbstverständnis des Rates und die eingetretene Akzentverschiebung beurteilen mag, richtig ist sicher, daß wir immer wieder den Inhalt unseres Glaubens in die Sprache der Erfahrung „übersetzen“. Und tatsächlich hat sich mit der neuen Konzeption ein Wandel vollzogen. Der Rat ist nämlich bewußt von der Position abgerückt, gegenüber der „Welt“ als eine sogenannte „dritte Kraft“ zu stehen, und engagiert sich in der Welt durch direkte politische Aktion. Geistig steht hinter diesem Wandel eine bestimmte, von calvinistischem Geist geprägte Auffassung von der Kirche und ihrem Engagement. Vielleicht sollten wir uns wieder daran erinnern, daß es auch noch andere „protestan-

tische“ Vorstellungen davon gibt, wie sich die Kirche in der Welt engagieren soll. Ist es nicht höchste Zeit, sich theologisch Rechenschaft über diese verschiedenen Konzepte zu geben und Rechenschaft auch über die Frage, *warum* wir uns überhaupt engagieren und bis *zu welchem Grad* und welche theologische Konsequenzen das hat. Denn unser politisches Handeln rechtfertigt sich ebensowenig aus sich selbst wie unser Handeln überhaupt. Wir müssen zudem auf den Einwand antworten, dem wir ständig von fundamentalistischer Seite her ausgesetzt sind, nämlich der Ökumenische Rat habe sich weit von seiner ursprünglichen Berufung und von der Arbeit entfernt, die er eigentlich vollbringen sollte – er treibe „Allotria“. Wenn ich auch nicht diesem Vorwurf zustimmen kann, so bin ich doch davon überzeugt, daß es eine theologische Klärung der Motivation für unser „Tun“ geben muß.

Ich fasse das Gesagte zusammen: der Ökumenische Rat muß zu seinen Wurzeln zurückkehren und den Kirchen dienen, indem er sie durch sein eigenes Engagement in den verschiedenen Arbeitszweigen zu einem Leben der Koinonia im Geist der Wahrheit und der Liebe ermutigt und befähigt. Der Rat könnte sich dabei wie eine ökumenische Schule verstehen, in der solche Koinonia erlernt und gelebt werden kann. Er sollte ein dafür angemessenes Instrumentarium haben, das diesen Prozeß des Voneinanderlernens und Aufeinanderhörens erleichtert und das dazu hilft, ein gemeinsames Verständnis sowohl von Gottes Wort als auch von den Forderungen, die die Welt in der heutigen Zeit an uns richtet, zu entwickeln. Der Rat selbst sollte in der Lage sein, mit einem „dritten Ohr“¹⁴ zu hören, als ein wirklicher Verteidiger, der versucht, den Anderen als „den Anderen“ zu hören.

Ich bin davon überzeugt, daß wir einer Theologie der „Gemeinschaft“, unter Einbeziehung eines theologischen Verständnisses vom „Anderen“, den Vorzug geben sollten. Es mag deutlich geworden sein, daß „der Andere“ das Nicht-Ego ist: sei es jemand anderen Geschlechts, aus einer anderen Konfession, einem anderen Kulturbereich, mit einer anderen Religion, mit einem anderen sozialen Status, mit einer anderen Art sich zu verständigen. „Jemand anders“ kann Frau oder Mann sein, arm oder reich ... Ein theologisches Konzept, das die Andersartigkeit „des Anderen“ berücksichtigt und bejaht, ist von Bedeutung auch für unseren Dialog mit den anderen Religionen. Das Einfühlungsvermögen des Rates war richtig, als er unter diesem Namen eine besondere Abteilung ins Leben rief und der Programmeinheit „Glaube und Zeugnis“ angliederte. Die Notwendigkeit, vom „anderen“ her zu denken, kommt auch in der Studie von Glauben und

Kirchenverfassung zum Ausdruck, die den Titel „Die Gemeinschaft von Frauen und Männern in der Kirche und die Erneuerung der Menschheit“ trägt. Es sollte gerade darum noch viel mehr Zusammenarbeit zwischen den beiden Abteilungen geben, gerade weil es beiden in besonderer Weise um Gemeinschaft geht.

Nur wenn wir im Ökumenischen Rat selbst in unserer Programmarbeit ein Mehr an Gemeinschaft verwirklichen, sind wir glaubwürdige Zeugen der Koinonia, von der wir theologisch reden. Anliegen aller Abteilungen sollte es sein, alles zu fördern, was den Gliedern der Gemeinschaft dient. Die Frage nach der Einheit ist im Konzept der Koinonia als einer „versöhnten Gemeinschaft“ im besten Sinne aufgehoben.¹⁵

Diese Gemeinschaft richtet sich an der Wahrheit aus. Wahrheit ist dabei nicht etwas Theoretisches, sondern gelebte Antwort auf einen vernommenen unbedingten Anspruch. Wahrheit teilt sich mit in einer konkreten konfessionellen, kulturellen, sozialen Sprache. Wir müssen sie gerade so zulassen, respektieren und schützen und nicht auf einer „höheren Ebene“ überwinden wollen. Denn Wahrheit ist Gott selbst verpflichtet.

Das Gesagte zu verwirklichen, bedarf es des Gebets. Und zwar geht es nicht nur um einzelne Gebete, die unseren verschiedenen Aktivitäten eine geistliche Komponente verleihen. Es geht um den anhaltenden Vollzug des Betens, das auf unser ganzes Leben ausstrahlt und einwirkt, auf unsere theologische Reflexion ebenso wie auf unser Engagement in Sachen der Welt. Eine „Gebetshaltung“, die uns lehrt, zwischen dem Wirken Gottes und dem von Menschen zu unterscheiden, die uns immer wieder neu in unserer Berufung verwurzelt, und die glaubhaftes Zeugnis ablegt durch ihre Ausstrahlungskraft.

Aus dem Englischen übersetzt von Irmgard Kindt-Siegwald und Renate Sbeghen

ANMERKUNGEN

¹ Das Attribut „ökumenisch“ hat einen Bedeutungswandel durchgemacht. Während es sich im Neuen Testament auf den damals bekannten Erdkreis bezog, der nahezu identisch mit dem römischen Imperium war – also ein geographischer Begriff –, kennzeichnet es jetzt das Engagement von Christen aller Konfessionen, für eine größere Gemeinschaft zu arbeiten.

Wenn im Deutschen beide Bezeichnungen nebeneinander gebraucht werden, weist das auf einen Schwebezustand hin, den wir vielleicht deshalb aufrechterhalten, weil er uns erlaubt, den Rat im Weltmaßstab zu sehen wie die UNO und ihn gleichzeitig als den legitimen Sachwalter der ökumenischen Bewegung zu verstehen.

- ² Vgl. den Aufsatz von V. Borovoy: „Die kirchliche Bedeutung des ÖRK. Vermächtnis und Verheißung von Toronto“ in: Es begann in Amsterdam, Beiheft zur ÖR 59, 151–168, bes. 161. Ebenso Constantin Scouteris „Die kirchliche Bedeutung des ÖRK. Verschmelzung von Lehre und Leben, ebd. 169–178.
- ³ Vgl. Ph. Potter, der darüber klagt, daß „Anliegen und Zielsetzung des Rates weitgehend unbekannt seien“ in: „Die Botschaft und die Botschaften“, a.a.O. 22–38, bes. 22f. So nach dem Bericht des Lutherischen Weltdienstes auch R. Koppe in einem Vortrag in Loccum, Iwi 43, 8. Dez. 1988, 14. Könnte es nicht sein, daß diese Unkenntnis von der Unklarheit herrührt, die im Rat selbst über Motivation und Zielsetzung herrscht?
- ⁴ Veröffentlichungen auf diesen Gebieten wie etwa auch zum Phänomen des Rassismus oder zur Umweltproblematik oder neuerdings die Studie über AIDS finden vielerorts gebührende Beachtung. Die theologische Begründung wird freilich oft ausgespart.
- ⁵ Immer wieder werden folgende Begriffe und Wörter in unseren Publikationen gebraucht: Einheit, Solidarität, Frieden, Gerechtigkeit, teilnehmen, teilen, die Unterdrückten, die Leidenden, die Benachteiligten, die Armen etc.
- ⁶ „... an die Kirchen mit dem Ziel der sichtbaren Einheit des einen Glaubens und der einen eucharistischen Gemeinschaft zu appellieren.“ Glauben und Kirchenverfassung, By-Law 2, vgl. auch die berühmten Formulierungen der Vollversammlungen in Neu-Delhi 1961 und Uppsala 1968, Nairobi 1975 und Vancouver 1983 oder die Sitzung der Kommission für Glauben und Kirchenverfassung in Löwen 1971 und die Konsultation von Salamanca 1973.
- ⁷ V. Borovoy erinnert an mehreren Stellen seines Artikels (a.a.O. 164 + 166) an das berühmte Prinzip des „So-Tun-Als-Ob“, das bereits N. Söderblom, K. Bell und W. Monod in die Diskussion eingebracht haben unter der Devise: „Handelt gemeinschaftlich – so als ob die Einheit schon verwirklicht wäre!“ Unter der Voraussetzung, daß wir die Einheit als geistliche Gabe Christi verstehen, ist das „So-Als-Ob“ gerechtfertigt. Aber wir dürfen nicht vergessen, daß wir mit dieser in Christus schon gegebenen Einheit einen Glaubensinhalt benennen, der sich der sichtbaren Vorläufigkeit entzieht. Sobald wir vergessen, daß wir im Glauben, noch nicht im Schauen leben (2 Kor 5,7) und unsere irdische Bedingtheit überspringen, die von dem „Schatz in irdenen Gefäßen“ spricht (2 Kor 4,7), leistet diese Devise gefährlichen Illusionen Vorschub.
- ⁸ Die Stellungnahmen der Kirchen machen deutlich, daß die eigentliche Lehrdifferenz im Selbstverständnis der Kirche zu suchen ist – strittig bleibt, ob und inwiefern die Kirche den Begriff der Sakramentalität auf sich selbst anzuwenden berechtigt ist, ob z. B. das geistliche (ordinierte) Amt selbst ein „Sakrament“ ist oder nicht. Vgl. dazu den jüngsten „apostolischen Brief“ von Papst Johannes Paul II. „Mulieris dignitatem“, Libreria Editrice Vaticana 1988. Im Blick auf die „Würde“ und die Berufung der Frau kommt ebenso wie in der Erklärung über „die Stellung der Frau in der orthodoxen Kirche“ (vgl. die Konsultation in Rhodos vom November 1988, die vom Ökumenischen Patriarchat in Konstantinopel veranstaltet wurde) die entscheidende und bleibende Differenz gegenüber der Lehre und Praxis vieler Kirchen aus der reformatorischen und freikirchlichen Tradition zutage.
- ⁹ Ich bin nicht die einzige, die Stimmen der Besorgnis und Beunruhigung von verschiedenster Seite gehört hat. Evangelikale Stimmen, die beklagen, der Rat kümmere sich mehr um „Allotria“ als um Theologie; katholische Stimmen, die ebenfalls befürchten, daß der ÖRK statt mit solider theologischer Arbeit zu sehr damit beschäftigt sei, seinen Apparat in Gang zu halten; orthodoxe Stimmen die warnend darauf hinweisen, daß wenn radikalen feministischen Tendenzen in der Arbeit des ÖRK zu großer Raum gewährt sei, ihre Mitarbeit gefährdet sei, weil sie sich den katholischen Glaubensgeschwistern näher fühlten als uns. Sollten uns die Bedenken nicht Anlaß sein, uns mehr als bisher auf unsere eigentliche theologische Arbeit zu konzentrieren?
- ¹⁰ Schon die Gründungsversammlung in Amsterdam war von diesem Willen durchdrungen, als sie erklärte: „We intend to stay together“, vgl. „The First Assembly of the World Coun-

cil of Churches“, ed. W.A. Visser't Hooft, London 1949, S. 9. Eben dieser Satz ist zu Recht erneut wieder aufgegriffen und in vielen Artikeln zum 40jährigen Jubiläum ins Gedächtnis gerufen worden. Vgl. auch die Gemeinschaftsveröffentlichung von Ch. Link, U. Luz und L. Vischer mit dem bezeichnenden Titel „Sie aber hielten fest an der Gemeinschaft“, Zürich 1988; außerdem die Grundsatzstudie von J.M. Tillard: „Eglise des églises. L'ecclésiologie de communion“, Paris, 1987.

- ¹¹ Auf die Notwendigkeit besser „hinhören“ zu lernen, machte 1972 der Zentralaussschuß aufmerksam; vgl. von Uppsala nach Nairobi, epd.-Dokumentation 15, Bielefeld – Frankfurt 1975, S. 35. Noch immer fühlen sich Kollegen, die aus nicht-westlichen Ländern oder aus der Orthodoxie kommen, im Rat als „Außenseiter“. Um sich mit uns verständigen zu können, müssen sie offenbar unseren Lebensstil übernehmen, unsere Art Leben zu verstehen und auszudrücken, Beziehungen aufzubauen, nachahmen. Ihrem Empfinden nach heißt das: einen eher intellektuellen Umgang zu pflegen, eher verbal als nonverbal, mit Hilfe von Gefühlen und Gesten zu reagieren oder sich aus einer unmittelbar gelebten Spiritualität heraus zu äußern.

Noch nicht befriedigend ist zudem das Verhältnis von Männern und Frauen unter uns. Um wirklich eine Gemeinschaft zu sein, die den Namen verdient, müssen wir hellhöriger, feinfühlicher, aufmerksamer füreinander werden.

- ¹² Vgl. die berühmte Erklärung von Toronto aus dem Jahre 1950 und die Erklärung der Vollversammlung von Evanston 1954.
- ¹³ Die Weltkonferenz der Abteilung „Kirche und Gesellschaft“ in Genf 1966 richtete einen dringenden Appell an die Versammelten wie an den ÖRK allgemein, indem sie „more effective and vigorous action as an expression of our witness to the gospel in the world, in which we are living“ forderte. An diese Forderung erinnert der Aufsatz von M. Bührig: „Uppsala 1968, Berlin 1974 – JPIC Convocation 1990“ in: „Commemorating Amsterdam 1948“, Jubiläumsausgabe der Ecumenical Review 3/4, 1988, 394–399.
- ¹⁴ Vgl. den Titel einer psychoanalytischen Studie „Hören mit dem dritten Ohr“, von M. Balint.
- ¹⁵ Gegenüber der von H. Meyer entwickelten lutherischen Formulierung der „Einheit in versöhnter Verschiedenheit“ (vgl. s. Aufsatz über die „Gemeinsamkeit und Differenz gegenwärtig diskutierter Einheitskonzeptionen“ in: ÖR 1977, 377–400) akzentuiert der Begriff „versöhnte Gemeinschaft“ bewußt anders. Die Verschiedenheit der einzelnen wird konstruktiv in den Dienst an der Gemeinschaft gestellt – nicht sie selbst stehen im Blickfeld, sondern das, was sie füreinander auf der Grundlage der durch Christus geschenkten Versöhnung tun können und sollten.